

In: Niklas Luhmann (1975): Soziologische
Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der
Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.
51-71.

I

Die These, daß die Angelegenheiten aller Menschen irgendwie zusammenhängen, dürfte heute kaum Widerspruch finden. Die begriffliche Konstruktion dieses Zusammenhanges und dessen genaueres Verständnis bereiten jedoch beträchtliche Schwierigkeiten. Das liegt teils an der Komplexität des Gegenstandes, teils auch – wie wir sehen werden – daran, daß überlieferte Denkvorsetzungen und Begriffsprägungen uns die unbefangene Annäherung erschweren. Die „Idee eines Weltreichs“ sei „hassenswerth“, ereiferte sich *Heinrich von Treitschke*, die Vielheit der Nationalstaaten dagegen eine „nothwendige und vernunftgemäße“ (1)*. Es sei noch nicht so weit, aber die Tendenz ziele auf fortschreitende Zusammenfassung der menschheitlichen Zivilisation aller Völker in einem Gesellschaftskörper, meinte gleichzeitig *Albert Schäffle* (2). Die Denkmittel und Argumente, mit denen solche Positionen entfaltet wurden, sind heute als unzulänglich durchschaut; aber ein überzeugender Ersatz ist noch nicht gefunden. An die Stelle einfacher und kurzschlüssiger Kontrastierungen ist eine Konfusion okkasioneller, nicht aufeinander bezogener Meinungen und ein methodisch bedingter Agnostizismus getreten (3). Dabei wird das Problem der *Weltgesellschaft* kaum mehr gestellt. Es wird durch die Staubwolken verdeckt, die die Kontroversen um den Gesellschaftsbegriff und die Gesellschaftstheorie auf der einen, die Diskussion der Weltlage in politischer oder ökonomischer, spieltheoretischer oder entscheidungstaktischer Hinsicht auf der anderen Seite aufgewirbelt haben.

Da das Problem der Weltgesellschaft sich bis in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte zurückverfolgen läßt, mag es lohnen, zunächst zu sehen, wie und auf Grund welcher Denkvorsetzungen die alteuropäische Tradition es behandelt hat. Dabei interessieren weniger die Einzelheiten der Dogmengeschichte als vielmehr das Problemverständnis, das in ihren Prämissen steckt und das sich heute vielleicht besser als in der Tradition selbst artikulieren läßt.

Als tragender Begriff der Gesellschaftstheorie erfährt der Begriff *Koinonia* in der Antike seine Auslegung von der Gleichheit der Naturausstattung des Menschen her. Als Gleiche, und auf Grund ihrer Gleichheit, haben die Menschen gemeinsame Angelegenheiten. Gleichheit begründet die Gemeinsamkeit. Dabei wird Gleichheit nicht als Übereinstimmung gedacht, sondern als Gattung, in deren Merkmalen das Wesen des Menschen in seinem Unterschied von anderen Gattungen, besonders von Tieren, zum Ausdruck kommt. Auf diesen Unterschied zum Tier abstellend, wird das wesentliche Unterscheidungsmerkmal als Vernunft begriffen. Deren gemeinsamer Besitz zeichnet den Menschen aus und begründet die Gesellschaft. Dieser Gedanke hält sich durch bis in die Aufklärungszeit, die aus der Gleichheit der menschlichen Vernunft auf möglichen Konsens über Gründung und Grundausrüstung der Gesellschaft schließt.

Zugleich nimmt jenes Denken einen moralisch gefärbten, normativen Stil an. Die mora-

* Anmerkungen siehe Seite 66.

lische Modalisierung eines normativen Erwartungsausdrucks besagt, daß er verknüpft wird mit dem Ausdruck von Bedingungen, unter denen ein Mensch als Mensch geachtet werden kann (4); sie individualisiert und generalisiert zugleich. Eine solche moralische Normativität ist für die alteuropäische Gesellschaft zwar nicht logisch, aber funktional notwendig; denn sie muß ihre Erwartungen auch angesichts von Widerständen und Enttäuschungen durchhalten und stützt sich daher immer auch auf Kategorien und Verfahren der moralischen Abrechnung mit denen, die den vernünftigt eingeforderten Konsens verweigern – auf deren Klassifikation als Heiden, Fanatiker, Primitive, Ungebildete, Verbrecher, Geisteskranke, je nach dem vorherrschenden Stil der Zeit. Solch eine Kategorisierung der Abweichenden bleibt kategorisch und pauschal; sie dient nur dazu, deren Konsensrelevanz zu neutralisieren, nicht aber dazu, faktische Interaktion mit ihnen zu steuern (5). In diesem Sinne ist das Gesellschaftsdenken der Tradition praktische, das heißt normativ denkende Philosophie. Ihre Normativität wird, weil sie nur funktional, nicht logisch notwendig ist, in den Grundannahmen über Mensch und Welt als Natur zum Ausdruck gebracht und so der Kritik entzogen – bis auf *Hobbes* hin, der den Menschen als moralfreie Natur denkt, Freiheit als Recht postuliert, Normen in logischen Ableitungen zu gewinnen sucht und damit nicht nur die Themen, sondern auch die Funktionseinheit des Themenkombinats der alteuropäischen Gesellschaftsphilosophie sprengt.

Die Konsequenzen für eine Weltgesellschaft sind, wenn überhaupt, nur im Wege der Abstraktion gezogen worden, und nicht als Antwort auf real sich stellende Probleme. Sie sind in faktischer wie in moralischer Hinsicht utopisch geblieben. Abstraktion konnte unter den Denkvorsetzungen jenes alteuropäischen Gesellschaftsbegriffs nur heißen: Absehen von allen Unterschieden der Länder und Völker, der Kulturen und Herrschaftsformen und Abstellen auf das, worin *alle* Menschen gleich sind. Man unterstellte, daß auch diese letztabstrakte Gleichheit noch gemeinsame Angelegenheiten konstituierte, namentlich das Interesse an Recht und Frieden.

Daran fällt auf, daß diese allgemeingemeinsamen Interessen noch als *politische* Probleme formuliert werden, *obwohl die Politik selbst nicht mitabstrahiert werden konnte*, sondern als Herrschaft den politisch konstituierten Einzelgesellschaften (*societas civiles*, Staaten) vorbehalten blieb. Merkwürdig genug! Die politische Funktion wurde als Problem (oder als Idee!) auf die Ebene der Weltgesellschaft *projiziert*, obwohl sie dort als politisches System nicht hinreichend realisiert werden konnte. Das, was als Völkerrecht behauptet wurde, geriet so in ein antagonistisches Verhältnis zur Politik (6). Die Erklärung dafür liegt im Begriffsansatz selbst. Die Artikulation dessen, was gleich und daher gemeinsam sei, war seit alters durch bezug aufs Politische geleistet worden, zunächst einfach deshalb, weil die Ausdifferenzierung politischer Herrschaften den archaischen Typus segmentärer Verwandtschaftsgesellschaften abgelöst hatte. Diese Assoziation von Politik und Gesellschaft saß fest. Sie wurde als Erläuterung des Gleichen und Gemeinsamen gebraucht, und sie war in der gedanklichen Übertragung auf die Weltgesellschaft um so weniger abwerfbar, als das Gleiche und Gemeinsame auf ihrer Systemebene erläuterungsbedürftiger wurde.

Die Abkommen auf moralische und politische Kategorien der Vorstellungsbildung war mithin keine willkürliche Option älterer Denker und auch nicht bloßer Ausdruck einer Unfähigkeit, normative und faktenbezogene Aussagen logisch zu trennen; es war eine Konsequenz ihres Denkansatzes und ihres Problemverständnisses. Der Ansatz beim Gattungswesen des Menschen und beim Gleichen, das das Gemeinsame begründet, hatte hohe, aber einfache und unbestimmte Komplexität, war in sich selbst nicht instruktiv genug, und war deshalb auf politische Kategorien der Erläuterung und auf moralische

Kategorien der Enttäuschungsabwicklung angewiesen. Die innere Geschlossenheit dieses Vorstellungssyndroms zwingt einem Bewunderung ab; sie erklärt seine hohe Plausibilität und den Denkwang, den es ausgeübt hat und noch ausübt. Aber zugleich bringt diese Einsicht die Kritik in eine Form, die auf die Prämissen zielt; die also nicht mehr damit zufrieden ist, sich als wertfrei oder als realistisch zu gebärden.

Kritik der Prämissen aber ist Kritik ihrer Fassungskraft für Komplexität. Jede Theorie muß sich die Frage gefallen lassen, ob sie ihrem Ansatz nach hinreichend komplex und zugleich bestimmt und instruktiv genug ist, um Sätze begründen zu können, die die Realitäten in angemessener (sinnvoll verkürzter) Weise wiedergeben. Vor dieser Testfrage scheitert das alteuropäische Gesellschaftsmodell. Es ist schon als Theorie der modernen Gesellschaft zu einfach und versagt erst recht, wenn man diese Gesellschaft als Weltgesellschaft zu konzipieren versucht. Es besteht damit die Gefahr, daß die zu einfachen Begriffsprägungen der alteuropäischen Gesellschaftsphilosophie über ihre Zeit hinaus nachwirken und unsere Erwartungen und Beobachtungen fehlleiten. Es könnte sein, daß wir die neu entstandene Weltgesellschaft nicht wahrnehmen und deshalb auch nicht realisieren, weil wir sie unter falschen Kategorien, etwa unter der Idee des Weltreichs, erwartet haben (7).

II

Der gegenwärtige Entwicklungsstand der Gesellschaftstheorie erlaubt es nicht, eine überzeugende Neulösung einfach zu substituieren. Bis heute arbeitet die Soziologie mit der Vorstellung einer Mehrheit menschlicher Gesellschaften, (8) hat aber das daraus resultierende Problem einer Definition der Grenzen, die verschiedene Gesellschaftssysteme voneinander trennen, nicht überzeugend lösen können (9). Auch diese konzeptuellen Schwierigkeiten haben, wie wir noch sehen werden, ihren Grund in der Unmöglichkeit, neue Lagen mit den überlieferten Denkmitteln zu bearbeiten. Wir beginnen daher am besten nicht mit den für regionale Gesellschaften entworfenen Konzepten, sondern mit der Frage, ob und in welchen Hinsichten sich weltweite Interaktion schon konsolidiert hat. Als reale Möglichkeit ist sie ein historisch neuartiges Phänomen. „Zum ersten Male dienen alle fünf Weltteile zugleich als Theater“ (10). Weltweite Interaktion ist möglich, wenn und so weit Partner unter allen Menschen gewählt werden können, sofern dies nach dem Sinn der Interaktion wünschenswert ist, ohne daß Gesellschaftsgrenzen dies verhindern. Ein Argentinier mag eine Abessinierin heiraten, wenn er sie liebt; ein Seeländer in Neuseeland Kredit aufnehmen, wenn dies wirtschaftlich rational ist, ein Russe technischen Konstruktionen vertrauen, die in Japan erprobt worden sind; ein französischer Schriftsteller in Ägypten homosexuelle Beziehungen suchen; ein Berliner sich auf den Bahamas bräunen, wenn ihm dies ein Gefühl der Erholung vermittelt. Was läßt sich in solchen Hinsichten faktisch als Weltzustand beobachten?

Auf einer ziemlich konkreten Ebene der Deskription können wir zunächst ein immenses Anwachsen der Kenntnisse über Fakten des Lebens und der Interaktionsbedingungen aller Menschen feststellen. Diese Kenntnisse sind natürlich nicht als reales Wissen des einzelnen vorhanden, wohl aber in der Form des Wissens der Zugänglichkeit des Wissens im Bedarfsfalle. Dieser Hintergrund bleibt nicht ohne Relevanz für dennoch behauptete Ideologien und Moralen (11). Weiter ist das wissenschaftlich gesicherte Wissen (faktisch in der gleichen Form des Wissens von Wissen) universell verbreitet, und mit ihm sind es die Errungenschaften der Technologie. Forschung und wissenschaftliche Kritik arbeiten, trotz aller Restriktionen wirtschaftlicher, politischer, sprachlicher Art, in einem

weltweiten Kommunikationsnetz, und die sondergesellschaftlichen Bezüge der Quellen des Wissens sind neutralisiert. Daneben gibt es eine weltweite öffentliche Meinung, die Themen unter dem Aspekt von Neuigkeiten aufnimmt und in Prämissen weiterer Erlebnisverarbeitung übersetzt. Bei allen lokalen, politischen, verbreitungstechnischen Restriktionen ist bei einer Reihe von Themen weltweite Registrierung und Resonanz absehbar und wird vorwegnehmend in Rechnung gestellt. Ferner sind sehr großräumige, zum Teil weltweite wirtschaftliche Verflechtungen entstanden. Allen Autarkiebestrebungen, politischen Kontrollen und Isolierungen zum Trotz werden weltweite Möglichkeiten der Bedarfsdeckung laufend in Betracht gezogen und gegen die Nachteile einer Verflechtung abgewogen. Nationale politische Ziele werden gewonnen aus einem internationalen Vergleich des Entwicklungsstandes in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Nicht zuletzt ist eine auf Weltfrieden beruhende durchgehende Verkehrszivilisation entstanden, in der sich ein urban erzogener Mensch gleich welcher Provenienz zurechtfindet. Fast überall kann man Kontakte, wenn sie nicht ihrer Natur nach riskant sind, unter einer Art „Normalitätshypothese“ einleiten – das heißt unter der Voraussetzung, daß es nur um spezifische Intentionen geht und nichts weiter los ist. Jedes Land hat zwar seine Dazulernquote: man muß in Spanien zum Beispiel lernen, daß die Eisenbahn einen nur mitnimmt, wenn die Fahrkarte besonders abgestempelt ist, in England, daß manche Wagentüren der Eisenbahn sich auch für die Insassen nur von außen öffnen lassen. Aber man gerät nicht in seltsame, völlig unverständliche Situationen, in denen es unmöglich wird, abzuschätzen, was andere von einem erwarten. Jeder kann mit normalen Lernleistungen als Fremder unter Fremden eigenen Zielen nachgehen, und diese Möglichkeit ist Horizont täglichen Bewußtseins geworden. Im übrigen gilt diese Prämisse einer Weltgesellschaft nicht nur für formales und normkonformes, sondern auch für abweichendes Verhalten – so neuerdings etwa für Flugzeugentführungen. Man kann im Hinblick auf solche Tatbestände die Frage des *Zugangs* zu weltweiten Interaktionen stellen und im Hinblick darauf Veränderungen notieren. Verglichen etwa mit dem 19. Jahrhundert scheinen die Zugangsvoraussetzungen sich von *Privatvermögen auf Organisationsmitgliedschaften* zu verlagern mit der Folge höherer Variabilität der Zugangsbedingungen. Der hohe Anteil an Dienstreisen fällt auf. Er zeigt, daß man sich in der Frage der Integration nicht allein auf den „fundierenden Wertkonsens“ zu verlassen braucht, sondern neuartige institutionelle Symbiosen von privaten Motiven und öffentlichen Zwecken in Rechnung stellen kann. Untersuchungen über Dienstreisen ins Ausland und ihre Motive würden sich lohnen. Unser eigentliches Problem darf aber nicht auf die Frage der Herstellung weltweiter Kontakte von Angesicht zu Angesicht zurückgeschnitten werden. Die Weltgesellschaft konstituiert sich nicht dadurch, daß mehr und mehr Personen trotz räumlicher Entfernung in elementare Kontakte unter Anwesenden treten. Dies ist nur eine Nebenerscheinung der Tatsache, daß in jeder Interaktion ein „Und so weiter“ anderer Kontakte der Partner konstituiert wird mit Möglichkeiten, die auf weltweite Verflechtungen hinauslaufen *und sie in die Interaktionssteuerung einbeziehen*.

Der Umfang, in dem solch ein weltweiter Möglichkeitshorizont konkretes Erleben und Handeln mitfährt oder gar bestimmt, ist schwer anzugeben (12). Tatsache ist, daß das Phänomen eines faktisch vereinheitlichten Welthorizontes neu und in einer Phase irreversibler Konsolidierung begriffen ist. Diese Vereinheitlichung findet sich auf allen Ebenen intersubjektiver Erwartungsbildung: als faktische Übereinstimmung des Horizontes, in dem sich (übereinstimmende oder nichtübereinstimmende) Erwartungen konstituieren, als Erwartung der Übereinstimmung des Erwartungshorizontes anderer mit dem eigenen und als Erwartung, daß andere erwarten, daß ihr Horizont mit dem anderer iden-

tisch ist (13). Im Unterschied zu allen älteren Gesellschaften konstituiert die Weltgesellschaft nicht nur eine projektive (eigene Systembedürfnisse widerspiegelnde), sondern eine reale Einheit des Welthorizontes für alle. Oder auch umgekehrt: die Weltgesellschaft ist dadurch entstanden, daß die Welt durch die Prämissen weltweiten Verkehrs vereinheitlicht worden ist (14).

Sehr früh und in unbewußtem Vorgriff auf diese Weltlage hat die abendländische Philosophie dafür die Formel geliefert, indem sie den Menschen in seinem Bewußtsein als Subjekt definierte (15). Diese Formel besagt: das Bewußtsein liege der Weltvorstellung zugrunde – das Bewußtsein des Menschen, das heißt: aller Menschen. Darin liegt beschlossen das Postulat, daß alle Menschen miteinander interagieren können auf der Basis von Erwartungen, die sie in bezug auf die im Bewußtsein des anderen gebildeten Erwartungen bilden können. Die Subjektivität, Allgemeinheit und Freiheit des Subjekts symbolisiert diesen sehr komplizierten Sachverhalt, daß das bewußte Erwarten bewußter Erwartungen weltweit ins Bewußtsein kommt und die Steuerung sozialer Interaktion übernimmt (16). Die darin implizierte Ichheit aller Menschen ist zugleich die moderne Gestalt der Gleichheit, die Gemeinsamkeit begründet.

III

Achtet man auf die Erwartungsstrukturen, die jene universell gewordenen Interaktionsfelder der Wissenschaft und der Technik, der Wirtschaft, der öffentlichen Kommunikation von Neuigkeiten und des Reiseverkehrs orientieren, dann fällt ein deutliches Vordringen kognitiver, adaptiver, lernbereiter Erwartungen auf, während normative, Moral prästendierende und vorschreibende Erwartungen zurücktreten. Selbst die internationale Politik hat, sofern man davon überhaupt reden kann, sich diesem Stil angepaßt – abzulesen an symptomatischen Details, zum Beispiel an der Aufgabe des völkerrechtlichen Instituts der humanitären Intervention oder daran, daß das „Anerkennen der Realitäten“ in der Politik zu einem moralischen (!) Argument geworden ist.

Der durchgehende Grundzug dieser Präferenz für kognitive Erwartungen läßt vermuten, daß wir einem selektiven Prinzip auf der Spur sind – das heißt: daß die Weltgesellschaft sich zunächst in Interaktionsbereichen konstituiert hat, in denen kognitives Erwarten in bezug auf das Erwarten und Verhalten anderer stabilisiert werden kann. Solche Selektion scheint von der Struktur des Systems der Weltgesellschaft auszugehen. Jene Präferenz zu verstehen, könnte daher etwas dazu beitragen, diese Struktur zu verstehen.

Um den Gründen für diese auffällige einseitige Entwicklung nachzuspüren, müssen wir zunächst die Differenz von normativem und kognitivem Erwarten klären (17). Dabei interessiert nicht die Behauptung eines unüberbrückbaren logischen oder gar metaphysischen Gegensatzes von Sollen und Sein, sondern die Funktion der entsprechenden Erwartungsstile. Der Unterschied liegt im Verhalten angesichts von Enttäuschungen – genauer gesagt: in der Miterwartung der Möglichkeiten des Verhaltens angesichts von Enttäuschungen. Normatives Erwarten zeigt sich als entschlossen, die Erwartung auch im Enttäuschungsfalle festzuhalten, und stützt sich dabei auf entsprechende Ressourcen wie innere Überzeugung, Sanktionsmittel, Konsens. Kognitives Erwarten stilliert sich dagegen lernbereit, es läßt sich durch Enttäuschungen korrigieren und stützt sich seinerseits auf entsprechende Ressourcen, vor allem auf die Erwartung, daß sich in Enttäuschungslagen die Richtung der Erwartungsänderung hinreichend rasch und hinreichend eindeutig ausmachen läßt. Kognitives Erwarten sucht sich selbst, normatives Erwarten sucht sein Objekt zu ändern. Lernen oder Nichtlernen – das ist der Unterschied.

Beide Formen des Erwartens bilden im Hinblick auf das Enttäuschungsproblem funktional äquivalente Problemlösungen und können daher füreinander substituiert werden: Auf Situationen ohne rasche, eindeutige, sichere Lernmöglichkeit stellt man sich eher normierend ein; auf Situationen ohne Aussicht auf Hilfe für enttäuschte Erwartungen eher kognitiv. Und in Fällen, wo weder die Risiken des einen noch die Risiken des anderen Erwartungsstils getragen werden können, bleibt nur ein in dieser Frage diffuses, unentschieden normativ-kognitives Erwarten ohne Plan für den Enttäuschungsfall übrig. Diese Kurzanalyse soll andeuten, daß normatives und kognitives Erwarten in einem eigentümlich komplizierten Verhältnis zueinander stehen: Sie bilden direkte Gegensätze in der Art, wie sie eine Enttäuschungsabwicklung in Aussicht nehmen (und dieser Gegensatz wird durch die Unterscheidung von Sollen und Sein symbolisiert). Sie bilden gleichwohl funktional äquivalente Strategien, dies aber mit sehr unterschiedlichen Erfolgsvoraussetzungen, Risiken und Folgelasten, so daß die Wahl zwischen beiden Möglichkeiten nicht beliebig erfolgen kann, sondern mit anderen Faktoren, namentlich mit Systemstruktur und Umweltlage, korreliert. Darauf gründet sich die Vermutung, daß es kein Zufall ist, wenn man in bestimmten Interaktionsfeldern vorherrschend normative oder vorherrschend kognitive Erwartungsstrukturen antrifft, und daß auch einer Verschiebung vom einen zum anderen Erwartungsstil erforschbare Zusammenhänge zugrunde liegen.

Es ist keine Frage, daß in allen Sozialsystemen normative und kognitive Erwartungen miteinander und nebeneinander bestehen. Aber die strukturelle Präferenz für normative Leitlinien der Erwartungsbildung auf der Ebene des Gesellschaftssystems tritt markant hervor und verlangt eine Erklärung. Diese liegt ganz einfach darin, daß *normativer Erwartungsstil leichter institutionalisierbar ist als kognitiver* (18). Für fest behauptete, durchzuhaltende Erwartungen oder für die solche Erwartungen organisierenden Symbole lassen sich leichter Mitengagements und Konsensaussichten beschaffen (19) als für lernbereit postulierte Erwartungen; denn im letzteren Falle der kognitiven Erwartungen müßte der Konsens gleichsam pauschal für eine noch unbestimmte Änderung erteilt werden. Zum Teil hängt das damit zusammen, daß man in Enttäuschungslagen schlecht lernen kann, zum Teil damit, daß man im voraus nicht ausmachen kann, wie die Erwartungen geändert werden.

Angesichts dieses Unterschiedes in der Institutionalisierungschance werden die nicht ganz selbstverständlichen, riskanteren Verhaltenserwartungen eher enttäuschungsfest und nicht lernbereit, eher normativ und nicht kognitiv institutionalisiert; das gilt zumindest für strukturtragende Erwartungen, auf deren Enttäuschung man sich nicht ohne weitere Folgen einstellen kann. Dadurch kommt es, wie man in kleinen Gruppen täglich beobachten kann, zu Prozessen der „moralischen Selbstaufwertung“ des je eigenen Systems, die ins Irrealistische, (20) aber auch zu Innovationen führen können. Die bessere Generalisierbarkeit des Wünschbaren und Normativen (21) wird zur Abhebung sozialer Strukturen von der Wirklichkeit ausgenutzt. Im Aufbau von zunehmend „unnatürlichen“, nicht selbstverständlichen, zum Beispiel hochspezialisierten Erwartungen der menschlichen Zivilisation übernimmt der normative Erwartungsstil zunächst die Führung. Evolutionär unwahrscheinliche Verhaltensweisen werden in normativen Erwartungsstrukturen zementiert. Belege dafür findet man gerade zu Beginn des Aufbaus der neuzeitlichen Gesellschaft, wo diese Problemlösung noch naheliegt, aber schon keinen Erfolg mehr haben kann: in der religiösen Normierung des Wahrheitsgehaltes wissenschaftlicher Forschung, bevor diese im hypothetischen Charakter ihrer Theorien und in der vorläufigen Nichtfalsifiziertheit von Wahrheiten eine ausreichende Arbeitssicherheit findet; in den normativen Ordnungszielen der Wirtschaftspolitik, bevor die Wirt-

schaft das Risiko einer rein kognitiven Orientierung an Marktveränderungen inkorporiert; in den Versuchen einer naturrechtlichen Bindung der Rechtspolitik, bevor man das Risiko der Rechtsänderung in eine „demokratische“ Ordnung der Politik verlagert und dort stabilisiert.

Vor diesen Wendungen zur Institutionalisierung neuartiger Risiken in ausdifferenzierten Teilsystemen der Gesellschaft waren stets die normativen Mechanismen, waren als sie organisierende Symbole Religion, Recht und Politik Risikoträger der gesellschaftlichen Evolution gewesen. Ihre Ausprägung entschied über die erreichbare Komplexität und damit über die Entwicklungschancen eines Gesellschaftssystems. Diese Leistung wurde im Denken über die Gesellschaft registriert, wurde in der alteuropäischen Tradition durch einen ethisch-politischen Gesellschaftsbegriff honoriert.

Erst nach diesem Rückblick und nur mit Hilfe der verwendeten Distinktion von normativen und kognitiven Erwartungen können wir die volle Tragweite unserer Feststellung erkennen, daß im Bereich weltweit orientierter Interaktionen, also im Bereich dessen, was sich als Weltgesellschaft konstituiert hat, der kognitive Erwartungsstil zu dominieren scheint. Dieser Befund wird gemeinhin als Mangel, als Fehlen welt einheitlicher Moral, Rechtsbildung und Politik empfunden. Aber Weltgesellschaft ist ein evolutionär völlig neuartiges Phänomen. Die Erfolgsaussichten einer solchen Systembildung sind mit den vorhandenen Denkmitteln nicht abzuschätzen, und sie liegen vermutlich nicht in der Blickbahn derjenigen Kategorien, die für die traditionellen, politisch konstituierten Regionalgesellschaften adäquat werden. So gesehen, ist es bereits problematisch, die Weltgesellschaft, wie es zumeist geschieht, als „internationales“ System zu definieren und sie damit stillschweigend der Voraussetzung eines Primats der Politik zu unterstellen (22). Über die Feststellung eines Systems von archaischer Primitivität (23) kommt man damit nicht hinaus.

Offensichtlich ist mit Hilfe der normativen Mechanismen, vor allem des Rechts, auf der Ebene politisch konstituierter Regionalgesellschaften eine evolutionär unwahrscheinliche Hochleistung stabilisiert und damit erwartbar gemacht worden — nämlich die verlässliche Motivation zu nahezu beliebig spezialisierbarem Handeln. Auf diese Weise konnte ungewöhnlich hohe Kontingenz und Komplexität in sozialen Beziehungen aufgebaut, strukturell stabilisiert und psychisch tragbar gemacht werden — aber in Abhängigkeit von regional konsolidierten politischen Mechanismen. Es könnte sein, daß diese eigentümliche Kombination von Recht und Politik gerade in ihrer besonderen Leistungsfähigkeit eine Feblspezialisierung der Menschheitsentwicklung war, die sich, vorläufig jedenfalls, nicht auf das System der Weltgesellschaft übertragen läßt. Zumindest werden, ganz abgesehen von den augenblicklichen Realitäten, die eine politische Einigung der Menschheit verhindern, die Grenzen dieser Kombination von Recht und Politik sichtbar: Die Positivierung des Rechts erfordert den Einbau kognitiver, lernbereiter Mechanismen in den Prozeß der Rechtssetzung, (24) und die Politik scheint nach wie vor darauf angewiesen zu sein, den benötigten Konsens aus „Gefahren“, Frontenbildungen und Interessengegensätzen zu gewinnen, die eigenen Mechanismen also in bezug auf Grenzen zwischen Menschen zu stabilisieren. Die weitverbreiteten Bedenken gegen einen politisch konsolidierten Weltstaat ziehen ihre Nahrung, nicht nur bei Treitschke, aus einer vermuteten politischen Unfähigkeit. „Demokratisierung“ und „politische Einigung der Welt“ könnten sich als widerspruchsvolle Zielsetzungen entpuppen. Das läßt es fraglich erscheinen, ob Recht und Politik weiterhin die evolutionär führenden Risikoträger der Menschheitsentwicklung bleiben werden.

Diese Zweifel verstärken sich, wenn man bedenkt, daß das klassische Modell des völkerrechtlich geregelten internationalen Systems das Einwirken gesellschaftlicher Kontrol-

len auf der Ebene des Nationalstaates voraussetzte. Die Weltgesellschaft war als „private world-society of individual interests“ (25) gedacht – von Interessen also, die sich als private und vor allem als wirtschaftliche auch in der staatlichen Politik Schutz und Gehör zu verschaffen wußten. Inzwischen sind die Prämissen dieses Modells durch die reale Entwicklung überholt. Die Probleme der Weltgesellschaft, wie immer sie liegen mögen, lassen sich nicht auf der Ebene einer nationalen Politik als private Interessen artikulieren; weder passen sie durch das Nadelöhr einer staatlich verstandenen Politik, noch lassen sie sich als private Interessen darstellen und motivieren. Und damit entfällt die weitreichende Ordnungsvorgabe und Entlastung, die das klassische Völkerrecht an jenem Vorgang einer zunächst dynastisch, dann kapitalistisch domestizierten nationalen Politik finden konnte.

Mit all dem ist nicht notwendig ein Stagnieren der gesellschaftlichen Entwicklung vorausgesetzt, wohl aber eine Verlagerung des evolutionären und funktionalen Primats auf andere Teilsysteme und Mechanismen der Gesellschaft. Heute definieren Wirtschaft, Wissenschaft und Technik die in der Gesellschaft zu lösenden Probleme mitsamt den Bedingungen und Grenzen ihrer Lösungsmöglichkeit, und der Rang einer Politik bestimmt sich nicht aus ihr selbst oder aus eigenen normativen Vorstellungen heraus, sondern aus dem Abstraktionsniveau und dem Weitblick, mit dem sie sich ändernde Lagen in Pläne faßt. Wirtschaft, Wissenschaft und Technik aber beruhen heute auf einem ausgeprägt kognitiven Erwartungsstil. Sie können und werden Enttäuschungsrisiken nicht durch normatives Durchhalten wollen, sondern durch Lernen absorbieren.

Welche Voraussetzungen dafür erfüllt sein müssen, wissen wir nicht. Einige Vermutungen liegen auf der Hand. Lernen kann man nur (und kann man nur erwarten!), wenn Enttäuschungssituationen hinreichend strukturiert sind, so daß man rasch und sicher neue Erwartungen bilden kann. Dafür geeignete Schematisierungen, teils institutioneller, teils gedanklicher Art, sind in der Form von Märkten und Organisationen, (26) Plänen, Theorien und Modellen geschaffen und werden zunehmend als Variablenkombinationen begriffen, das heißt als Schemata für das Auffangen von Veränderungen (27). Dazu kommen vergleichsweise höhere Anforderungen an Sicherheit, nämlich Sicherheit der Verfügung über Ressourcen und Substitutionsmöglichkeiten, die beim Scheitern auf neue Erwartungen aktiviert werden können (28). Nicht zuletzt dürfte Lernfähigkeit von sehr weitgehender Differenzierung und Spezialisierung sozialer Systeme abhängen. Mit all dem sind nur Problemstellungen angedeutet und ist nichts darüber ausgemacht, ob und wie solche Einrichtungen über Lernfähigkeit zur Stabilisierung der Struktur eines Systems der Weltgesellschaft beitragen können. Diese Frage läßt sich heute nicht abschließend beantworten. Aber wir können ihr mit der Hilfe anderer begrifflicher Denkmittel wiederbegegnen.

IV

Immer schon hatte die alteuropäische Tradition Gesellschaft als ein Ganzes interpretiert, das aus Teilen besteht (29). Während man im Verhältnis der Teile zueinander und zum Ganzen zunächst die Ordnung von wesentlichem und unwesentlichem, ursprünglichem und abgeleitetem Sein betonte, wird dieser Denkansatz im 19. Jahrhundert in seiner Widersprüchlichkeit offenbar, wird dynamisiert und mit Hilfe des weiten Horizontes moderner Geschichtsforschung und Ethnographie in eine Theorie der Gesellschaftsevolution eingebaut. Man begreift, besonders seit *Spencer*, (30) die Evolution menschlicher Gesellschaft als Prozeß zunehmender Differenzierung und korrespondierender Integra-

tion. Diese These konnte sich stützen auf einen faktisch-historischen Vorgang: auf die Umstrukturierung menschlicher Gesellschaften von segmentärer auf funktionale Differenzierung, wie man im Anschluß an *Durkheim* heute sagt (31). Im Vergleich zu segmentären, aus gleichen Teilsystemen, insbesondere Familien, zusammengesetzten Gesellschaften erfordere, so wird gesagt, funktionale Differenzierung wegen der Verschiedenartigkeit funktional spezialisierter Teilsysteme stärker generalisierte Formen der Integration. Diese werden, ganz in der Blickbahn der alteuropäischen Tradition, wenn nicht in der Politik, so doch in gemeinsamen Normen und Werten gesucht. Das ist ein zunächst sehr plausibler Vorstellungszusammenhang. Seine Übertragung auf das System der Weltgesellschaft, das äußerst differenziert sei und deshalb in hohen Abstraktionslagen effektive Integrationsmechanismen benötige, drängt sich auf und gerät in eine ernüchternde Diskrepanz zu den Fakten. Die postulierten integrativen Werte und Normen sind kaum zu finden. Behält man jene Theorie bei, muß man die Fakten als alarmierenden Mißstand ansehen. Wissenschaftlicher wäre es jedoch, die Theorie angesichts der Fakten zu überprüfen.

Als Ausgangspunkt dient uns ein gelegentlich auftauchender, bisher jedoch nicht durchgedrungener Verdacht – nämlich daß der neuzeitliche Systemgedanke nicht mehr mit Hilfe des Begriffsschemas vom Ganzen und seinen Teilen interpretiert werden kann, sondern auf einer funktionalen Einheitskonzeption beruht (32). Deren Bezugspunkt kann nicht im System selbst, sondern nur in der Umwelt des Systems gefunden werden (33). Seiner stets übermäßig komplexen Umwelt setzt das System seine Einheit als Gesichtspunkt der Selektion eines engeren Kreises von Möglichkeiten entgegen. Systemdifferenzierung ist eine der Strategien der Reduktion hoher Umweltkomplexität. Sie verstärkt die Selektivität des Systems durch Wiederholung der Systembildung in ihm selbst. Das umfassende System garantiert seinen Teilsystemen eine „innere Umwelt“ von schon reduzierter Komplexität, also etwa Frieden, Vorhersehbarkeit, Vereinfachung der möglichen Veränderungen auf wenige relevante Variable. Die Teilsysteme können das Systeminnere (das heißt die anderen Teilsysteme) als ihre Umwelt behandeln und *nochmals* die Vorteile einer Grenzziehung und grenzgesteuerter Selektionsprozesse erzielen. Unter dieser Voraussetzung können unwahrscheinlich strukturierte Teilsysteme gebildet werden, die sich „in der freien Natur“ nicht halten könnten, die aber, einmal geschaffen und stabilisiert, die innere Komplexität des Gesamtsystems steigern und dieses dadurch in die Lage versetzen, auf mehr Umweltveränderungen spezifisch zu reagieren. Durch Differenzierung wird das Komplexitätsgefälle zwischen System und Umwelt verändert in der Richtung, daß komplexere und zugleich voraussetzungsvollere Gesamtsysteme entstehen, die eine komplexere relevante Umwelt haben können, das heißt mit mehr möglichen Zuständen der Welt kompatibel sind.

Geht man von diesen Annahmen aus, wird die These einer streng korrespondierenden Zunahme von Differenzierung und Integration fraglich. Ein Gesamtsystem besteht nicht nur in dem Maße, als es durch einheitliche Werte, Normen oder gar Rollen (Herrschaft!) integriert ist, (34) sondern existiert in der Erfüllung seiner Funktion, den Teilsystemen eine geordnete Umwelt bereitzustellen. Letztlich kommt Integration dadurch zustande, daß Teilsysteme *ihrer eigenen Struktur nach* auf schon reduzierte Komplexität ihrer Umwelt angewiesen sind. Unter diesem Gesichtspunkt der strukturell verankerten Voraussetzung von Reduktionen, die das Teilsystem nicht selbst leisten kann, (35) lassen sich, da er hochgradig abstrahiert ist, mehr verschiedenartige Integrationsweisen als funktional äquivalent vergleichen – etwa Voraussetzung einer akzeptierten Normordnung, Sympathie, Märkte, durch unterstellbare Machtverhältnisse gesicherter Frieden, Vertrauen und anderes mehr. Recht und zentralisierte Politik bieten also eine Integrationsmöglich-

keit — aber nur eine unter anderen. Es könnte sein, daß die Konsolidierung der Weltgesellschaft andere Wege erfordert — etwa die gesamtgesellschaftliche Verwirklichung der Voraussetzungen der Institutionalisierung kognitiven Lernens.

Zugleich ergibt dieser Blickpunktwechsel neue Einsichten in die Funktionen und Konsequenzen funktionaler (im Unterschied zu segmentärer) Differenzierung. Funktionale Differenzierung besagt, daß Teilsysteme ihre Identität aus spezifischen Funktionen für das Gesamtsystem gewinnen — und nicht etwa als verkleinerte, unter sich gleiche Kopien des Gesamtsystems. Es geht ihnen primär um Geld oder um Macht oder um Wahrheit oder um Liebe und unterhalb dieser Ebene etwa um Förderung der Wahlgewinnchancen einer Partei, Kristallstrukturforschung, Krankenpflege usw. Die Einseitigkeit solcher Gesichtspunkte legt die Bedingung dessen, was als möglich erscheint, so abstrakt fest, daß die Möglichkeitshorizonte der Teilsysteme immens erweitert und inkompatibel werden. Was zum Beispiel passionierte Liebe von den Liebenden fordert, nimmt weder auf Beruf noch auf Wahrheit, weder auf Politik noch auf Recht noch auf verständiges Umgehen mit Geld ausreichend Rücksicht. So verlieren alte Institutionen ihr „inneres Maß“, das heißt ihren Bezug auf geschichtlich ausgereifte, gesamtgesellschaftlich ausgeglichene und Norm gewordene Erfordernisse. Das sie ersetzende Leistungsstreben muß durch explizit gezogene Grenzen in Schranken gehalten werden — exemplarisch abzulesen an der Begrenzung der Politik durch Grundrechte (36). Die offenen Horizonte neuzeitlicher Systemprinzipien lassen fast alles als möglich erscheinen, aber nicht alles auf einmal und nicht alles zusammen. Funktionale Differenzierung führt mithin, gesamtgesellschaftlich gesehen, zu einer strukturell bedingten (und damit im System unvermeidlichen) Überproduktion von Möglichkeiten. Daraus folgen zum Beispiel eine Steigerung der Chancen, aber auch des Zwanges zur Selektion, höhere Unwahrscheinlichkeit und Riskiertheit jeder Festlegung zu bestimmter Form, das Erscheinen einer offenen Zukunft als unendlicher Raum der Darstellung jenes Überhangs an Möglichkeiten, eine hohe Enttäuschungsquote in den Normprojektionen der Teilsysteme, ein vordringendes Bewußtsein des Illusionären, Ideologischen, Hypothetischen, Projektiven der doch notwendig erzeugten Erwartungen und mit all dem gewisse Tendenzen zur Umstellung auf einen kognitiven Erwartungsstil und zur Trivialisierung moralischer Fragen. Wo dieser evolutionäre Prozeß funktionaler Differenzierung und Möglichkeitssteigerung sich durchsetzt, wird die Institutionalisierbarkeit einheitlicher Gesellschaftsgrenzen für alle Teilsysteme problematisch (37). Die einzelnen Teilsysteme fordern jeweils andere Grenzen nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre Gesellschaft (38). Man kann nicht mehr einfach unterstellen, daß die Gesellschaftsgrenzen zwischen zugehörigen und nichtzugehörigen Mitmenschen identisch bleiben, wenn man von politischer Aktivität zu wissenschaftlicher Korrespondenz, zu wirtschaftlichen Transaktionen, zur Anknüpfung einer Liebesbeziehung übergeht. Solches Handeln setzt jeweils andere Abschattungen relevanten Miterlebens und Mithandelns voraus, die insgesamt nicht mehr durch einheitliche territoriale Grenzen auf dem Erdball symbolisiert werden können. Damit ist die Einheit einer alle Funktionen umfassenden Gesellschaft nur noch in der Form der Weltgesellschaft möglich.

Funktionale Differenzierung schließt segmentäre Differenzierung in gleiche Teileinheiten nicht schlechthin aus; sie läßt sich mit ihr kombinieren, verweist sie aber in eine untergeordnete Stellung, die selbst jeweils funktional gerechtfertigt werden muß. Deshalb wird mit vorherrschender funktionaler Differenzierung des Gesellschaftssystems eine regionale (also segmentäre) Primärdifferenzierung der sozialen Realität in einer Mehrheit gleicher Regionalgesellschaften unhaltbar. Gewiß behält der Raum trotz aller technischen Errungenschaften seine Bedeutung als Interaktionssubstrat; aber fragwür-

dig wird, ob er weiterhin das primäre Differenzierungsschema sozialer Realität und damit Grenzprinzip der Gesellschaftsbildung sein kann, oder ob er auf einen spezifischen Differenzierungsgesichtspunkt zurückgeführt wird, der je nach dem Funktionskontext mehr oder weniger relevant werden kann, also auf der Ebene der gesellschaftlichen Teilsysteme unterschiedlich institutionalisiert werden muß.

Es fragt sich allerdings, ob und wie Gesellschaftsgrenzen bei Aufgabe des Raumprinzips noch überzeugend symbolisiert und institutionalisiert werden können (39). Auch hier scheinen wir vor einer Schwelle zu stehen, jenseits derer unbekannte Formationen zu erwarten sind. Institutionalisierung von Systemgrenzen heißt, daß man im täglichen Verkehr hinreichend sicher unterstellen kann, daß die jeweils anderen Menschen dieselben Grenzen annehmen. Das setzt, soll die Unterstellung plausibel sein, ein relativ konkret definiertes Verständigungsmuster voraus. Solche Muster kommen heute praktisch nur noch für Teilsysteme der Gesellschaft zustande. Die Gesellschaftsgrenzen, die die sozial schlechthin nicht systematisierbaren Möglichkeiten ausgrenzen, fungieren weiterhin latent, und die territorialen Grenzen der politischen Systeme schieben sich im Bewußtsein an ihre Stelle, weil sie konkret und suggestiv definiert werden können. Ist ein Bewußtsein dessen, was die Gesellschaft selbst an Möglichkeiten ausgrenzt, entbehrlich geworden?

Wäre dem so, würde daraus nicht folgen, daß auch die Soziologie auf einen systemtheoretisch fundierten Begriff der Gesellschaft verzichten könnte. Diesen Begriff brauchte man schon, um einen solchen Sachverhalt darstellen zu können. Eine Theorie der Gesellschaft bleibt als Bezugsrahmen der funktionalen und strukturellen Bestimmung der Differenzierung sozialer Systeme unentbehrlich. Mit ihr verschwände der Begriff für das, was sich differenziert. Aber damit ist nicht präjudiziert, wie eine solche Theorie der Gesellschaft auszusehen hätte. Sie kann heute nur, so viel ist zu sehen, eine Theorie der Weltgesellschaft sein und muß ihren Begriff der Gesellschaftsgrenze entsprechend abstrakt (und vielleicht uninstitutionalisierbar) ansetzen (40). Dabei wird es darauf ankommen, jene Schwerpunktverschiebung von normativen zu kognitiven Erwartungen sowie letzte Bedingungen des Lernens in sozialen Beziehungen mitzuerfassen.

V

Ebenso wie Differenzierung kann auch Evolution nur unter Voraussetzung eines Systems der Gesellschaft sinnvoll erörtert werden. Gesellschaft ist das Substrat der Entwicklung. Familien, Religionsgemeinschaften, Staaten, Betriebe haben je ihre eigene Systemgeschichte und hängen im Typus ihrer Möglichkeiten von der gesellschaftlichen Entwicklung ab. Sie sind insofern evolutionär bedingt. Von Evolution im strengen Sinne einer langfristig wahrscheinlichen Steigerung von Systemkomplexität kann man jedoch nur in bezug auf die Gesellschaft sprechen. Unsere These ist, daß Evolution Weltgesellschaft konstituiert hat und daß daher eine genauere Analyse evolutionärer Prozesse auf der Systemebene der Gesellschaft zum Verständnis des Zustandes der Weltgesellschaft beizutragen vermag.

Im Vergleich zu den ziemlich einfachen Evolutionstheorien des 19. Jahrhunderts sind einige Komplikationen zu berücksichtigen (41). Sie ergeben sich aus dem Einbau moderner, umweltbezogener Systemtheorie in das Evolutionskonzept sowie aus einer genaueren und abstrakteren Analyse der evolutionären Mechanismen.

Evolution kann, auch diese Einsicht deutet sich bei *Spencer* (42) bereits an, nicht als Entfaltung inhärenter Qualitäten begriffen werden, sondern nur als Veränderung in Be-

ziehungen zwischen System und Umwelt. Alle Änderungen haben daher einen Doppelaspekt und setzen unterschiedliche Wirkungsreihen in Lauf je nach dem, ob man das System, das sich ändert, als solches oder ob man es als Umwelt anderer Systeme im Auge hat. Der „Antrieb“ der Evolution liegt in dieser Nichtidentität der Wirkungsreihen, die letztlich auf das Komplexitätsgefälle zwischen System und Umwelt zurückzuführen ist. Jede strukturelle Änderung von Systemen (gleich welcher Ursache) verändert nicht nur das System selbst, sondern dadurch zugleich die Umwelt anderer Systeme und löst daher Anpassungen aus. Steigt durch solche Änderungen die Komplexität der relevanten Umwelt anderer Systeme, können (!) diese sich durch Steigerung ihrer Systemkomplexität anpassen. Die Bedingungen und Schranken dieser Möglichkeit liegen in ihrer Systemstruktur fest.

Diese Betrachtungsweise läßt die Frage offen, wie im einzelnen Systemstrukturen als Umwelt anderer Systeme variieren und, langfristig gesehen, höhere Komplexität erzeugen. In die System/Umwelt-Theorie muß eine Theorie evolutionärer Mechanismen eingebaut werden. Dabei kann man nicht mehr, und dies ist der wesentliche Unterschied gegenüber *Spencer*, von einfachen Vorstellungen einer „natural causation“ ausgehen. Vielmehr kommt es darauf an, die Strukturabhängigkeit strukturellen Wandels zu begreifen. Als Fazit neuerer Überlegungen zur allgemeinen Evolutionstheorie kann man die Hypothese setzen, daß (jeweils strukturabhängige) Mechanismen der *Variation*, der *Selektion* und der *Stabilisierung* zusammenwirken müssen und daß das Tempo der Evolution vom Ausmaß der Differenzierung dieser verschiedenen Mechanismen abhängt (43). Von da her fällt auf das Phänomen zunehmender funktionaler Differenzierung des Gesellschaftssystems und auf die mit ihr verbundene Überproduktion von Möglichkeiten neues Licht. Differenzierung dient, evolutionär gesehen, der strukturellen Verankerung von Mechanismen der Variation; sie ermöglicht Systemänderungen dadurch, daß sie Teilsysteme voneinander trennt, so daß nicht jede Änderung eines Teilsystems Änderungen und Neubalancierungen in allen anderen Bereichen erfordert. Funktionale Differenzierung produziert einen Überhang von Möglichkeiten und damit einen immens erweiterten Horizont der Selektionen, in dem jede bestimmte Form als kontingent und auch anders möglich erscheint. Die Chancen selektiver Bestimmung müssen, da mit der Erfüllung der Funktionen verknüpft, im System verteilt sein. Daraus resultiert hohe interne Mobilität, Veränderlichkeit und Zeitknappheit in der Gesellschaft. Interdependenz der getrennten Funktionen kommt in strukturell erzeugter Dynamik und in Tempoanforderungen zum Ausdruck, und in weiten Bereichen werden die Teilsysteme füreinander unvorhersehbar. Es liegt auf der Hand, daß evolutionäre Veränderungen in Richtung auf Steigerung gesellschaftlich möglicher Variabilität die *Mechanismen* der Selektion und der Stabilisierung nicht unberührt lassen können.

Man kann die Konsequenzen dieser Entwicklung an den Teilsystemen der Gesellschaft beobachten, vor allem an der Steigerung und Generalisierung der adaptiven Kapazitäten, (44) die es ihnen ermöglicht, mit wirksameren Selektionsverfahren und/oder höherer Indifferenz in einer komplexer und übersichtlicher gewordenen gesellschaftlichen Umwelt zu bestehen. Dem dienen vor allem zwei gegenläufig konstruierte Systemprinzipien – nämlich Organisation (45) auf der einen und emotionale und institutionelle Aufwertung des Intim-Privaten als Bereich für sich auf der anderen Seite. Beide Lösungen lassen sich nicht auf Gesamtgesellschaften, geschweige denn auf die Weltgesellschaft übertragen; diese ist weder eine Organisation noch eine Liebesgemeinschaft, aber sie muß selektive Verdichtungen in beiden Richtungen (oder funktionale Äquivalente) ermöglichen.

Einen anderen Faden können wir an die Unterscheidung von normativen und kogniti-

ven Erwartungsstrukturen knüpfen. Ist diese Differenz als solche einmal stabilisiert – und davon können wir für den Bereich artikulierter Erwartungen heute ausgehen –, kanalisiert sie die Selektion und Stabilisierung brauchbarer Erwartungen entsprechend. Erwartungen werden dann als entweder normativ oder kognitiv, als entweder lernunwillig oder lernbereit stilisiert (46). Man kann vermuten, daß beide Erwartungsstile bei steigender gesellschaftlicher Komplexität stärker beansprucht werden, deutlicher ausgeprägt werden und daß, wenn Selektivität und Kontingenzbewußtsein zunehmen, sich das Verhältnis dieser beiden Typen zueinander verschieben kann. Das ist nur eine andere Fassung der oben gestellten Frage, welcher Erwartungsstil als Risikoträger der gesellschaftlichen Entwicklung dient; denn deren Risiken werden in Prozessen der Selektion übernommen, die Erwartungsstrukturen bilden und damit zugleich das Verhalten im Enttäuschungsfall vorstrukturieren.

Faßt man auf Grund solcher Überlegungen den Mut zu spekulativen Hypothesen, dann könnte unsere Feststellung, daß weltweite Interaktion primär durch kognitives Verhalten strukturiert wird, im Sinne eines „Führungswechsels“ zwischen beiden Erwartungstypen gedeutet und mit der Evolutionstheorie verknüpft werden. Das hieße, daß auf der Ebene der sich konsolidierenden Weltgesellschaft nicht mehr Normen (in Gestalt von Werten, Vorschriften, Zwecken) die Vorauswahl des zu Erkennenden steuern, sondern daß umgekehrt das Problem lernender Anpassung den strukturellen Primat gewinnt und die strukturellen Bedingungen der Lernfähigkeit aller Teilsysteme in Normierungen abgestützt werden müssen. Damit ließe man sich auf die Voraussetzung ein, daß auf sehr hohe und funktionsspezifisch strukturierte Komplexität besser durch Lernprozesse als durch kontrafaktisches Festhaltenwollen vorgegebener Erwartungen reagiert wird.

Selbstverständlich fehlt Aussagen dieser Art die Sicherheit wissenschaftlicher Feststellungen – sowohl im Hinblick auf den Erkenntnisstand der Gesellschaftstheorie als auch in dem, was sie an Evolutionstheorie, Lerntheorie, Normtheorie, Theorie der Systemdifferenzierung voraussetzen. Sie zu formulieren hat vor allem den Sinn, die Fragestellung zu ändern, mit der man das bereits deutlich sichtbare Phänomen der Weltgesellschaft angeht. Mögen sich die gewählten Ausgangspunkte, Bezugsprobleme und Grundbegriffe als Leitlinien der Forschung bewähren oder durch bessere ersetzt werden: zunächst kommt es darauf an, die fortdauernde Abhängigkeit vom traditionellen Konzept der politischen Gesellschaft durch Aufweis einer möglichen Alternative zu brechen.

„Societas civilis“ war die Formel für eine evolutionäre Errungenschaft, für die Konstituierung politischer Herrschaft über den Geschlechterverbänden der archaischen Zeit. „Ganzes und Teil“ war die Artikulation einer Verlegenheit der Ontologie, angesichts differenzierter Systeme das Sein des Seienden, den Anfang, das Wesen zu begründen. Man kann sicher sein, daß die Entwicklung zur Weltgesellschaft die Problemlage so verändert hat, daß jene Formeln nicht mehr treffen und das begriffliche Instrumentarium der Tradition nicht mehr ausreicht, um die neue Lage zu analysieren. Die Wendung im 18./19. Jahrhundert von der *societas civilis* zur bürgerlichen Gesellschaft, (47) das heißt von der politischen zur wirtschaftlichen und von der ethisch-human zur wissenschaftlich-positiv zu begreifenden Gesellschaft, hat zu einer Konfusion der Begriffe geführt, ohne den Blick auf die Weltgesellschaft freizugeben. Vielleicht lag das unter anderem daran, daß die klassische Vorstellung des Gesellschaftssystems als eines geschlossenen Ganzen, das aus Teilen besteht, dazu verführte, das Ganze von einem repräsentativen und dominierenden Teil, sei es der Politik, sei es der Wirtschaft, her zu deuten. Der gegenwärtige Zustand der Weltgesellschaft läßt sich jedoch nicht mehr unter dem Gesichtspunkt eines ontisch wesensmäßigen oder hierarchischen Primats eines besonderen Teilsystems begreifen, sondern nur noch aus den Funktionen, Erfordernissen und Konsequenzen funktio-

naler Differenzierung selbst (48). Dazu bedarf es einer sehr viel abstrakter und komplexer ansetzenden Theorie der Gesellschaft, die ihre Grundlagen in allgemeinen systemtheoretischen Überlegungen zu suchen und ihre Bausteine aus interdisziplinär weit verstreut liegendem Gedankengut, zum Beispiel aus Kybernetik und Entscheidungstheorie, Phänomenologie, Sozialpsychologie, allgemeiner Evolutionstheorie, Organisationssoziologie, Semantik und nicht zuletzt aus den Trümmern unseres philosophischen Erbes neu zusammenzutragen hätte.

VI

Im Übergang zur Vorstellung der Weltgesellschaft spitzt sich ein theoretisches Problem bisheriger Bemühungen um einen Gesellschaftsbegriff zu – nämlich die Frage, im Hinblick auf welche Umwelt die Gesellschaft als ein soziales System verstanden werden könne. Diese Frage kann nicht mehr konkret durch Hinweis auf andere Gesellschaften beantwortet werden. Und sie wird zugleich dadurch zum Schlüsselproblem, daß die moderne Systemtheorie Systeme durch die Unterscheidung von einer Umwelt bestimmt und alle Systemstrukturen auf eine problematische Umwelt hin funktionalisiert. Was also ist die Umwelt der Weltgesellschaft?

Wir möchten eine Beantwortung dieser Frage durch eine Analyse der Weltvorstellung vorbereiten, angeregt durch die Beobachtung, daß sich im Zuge der Herausbildung der Weltgesellschaft die Weltvorstellung in charakteristischer Weise gewandelt hat. Wir sind bisher in bezug auf den Weltbegriff naiv verfahren, gleich als ob es sich um den Erdball und sein Firmament handele. So zu denken entspricht der alltäglichen Welterfahrung, die alles Erleben und Handeln begleitet. Diese Welterfahrung hat jedoch ihre eigene Reflexionsgeschichte und ist stets wieder neuer Analyse zugänglich. Und die dabei herauskristallisierten Weltbegriffe variieren nicht zufällig.

Alle Regionalgesellschaften älterer Hochkulturen haben eine (in der Einzelausführung sehr unterschiedliche) kosmische Weltvorstellung hervorgebracht, die im engen Anschluß an die lebensweltliche Erfahrung Welt als eine natürliche Ordnungsgabe ansah, die den Erscheinungen ihren Lauf und dem Handeln seine Grundsätze und Ziele festlegte. Bewegungen, Alternativen, Ungewißheiten, Enttäuschungen wurden registriert, aber nach Möglichkeit wegerklärt. Die Varietät der Welt selbst wurde gering eingeschätzt, und das entsprach den geringen Erlebnis- und Handlungspotentialen, die in den Gesellschaften geordnet und erwartbar gemacht werden konnten. Gesellschaftssysteme von geringer Komplexität entwerfen sich eine Welt von geringer Komplexität. Wir nehmen an, daß kosmische Weltbilder dieser Art mit politisch konstituierten, primär moralisch kommunizierenden Regionalgesellschaften korrelieren, deren Chancen und Legitimationsbedürfnisse reflektieren und mit ihnen vergehen.

Bezeichnenderweise setzt die Revolutionierung dieses Weltbildes bei einem Problem an, das die Enge bzw. Weite des Fassungsvermögens für Möglichkeiten, die Komplexität der in der Welt zugelassenen Möglichkeiten betrifft. Die Umstellung verbindet sich in der alteuropäischen Tradition mit der Geschichte des Kontingenzproblems (49). Geführt und legitimiert durch denkerische Konsequenzen der theologischen Dogmatik, vor allem der Auslegung göttlicher Allmacht und göttlicher Welterschöpfung, radikalisiert sich die Vorstellung anderer Möglichkeiten und wird auf die (in sich noch kosmisch verstandene) Welt selbst bezogen. Die aus der Antike überlieferte Vorstellung einer Mehrheit gleicher Welten (analog zu einer Mehrheit gleicher poleis, gleicher Gesellschaften) wird in die Vorstellung möglicher anderer und andersartiger Welten transformiert. In der aktuellen

Infinität möglicher Schöpfungsakte Gottes verankert, wird das logisch Mögliche zur Grundstruktur der Welt, auf die hin alles Notwendige, Gesetzmäßige, Schöne, Gute zu begründen ist (50). Trotz modallogischer Präsentation des Gedankens übernimmt nicht die Logik die Führung des Problembewußtseins (51); dieses bleibt theologischen Fragen verhaftet und mit der Interpretation kausaler Selektivität, (52) mit der Kontroverse um Determinismus und Indeterminismus, (53) mit der Behandlung temporaler Modalitäten, besonders von Aussagen über die Zukunft, (54) mit dem Willensproblem (55) und dem Verhältnis göttlicher und menschlicher Voraussicht und mit dem Verständnis von Natur und Moral (56) verknüpft. Im weiteren Diskussionsverlauf wird das Prädikat der Kontingenz auf die Welt selbst fixiert und so unschädlich gemacht: Die kontingent entstandene, auch anders mögliche Welt kann in sich als Mechanismus begriffen werden. In diesem Sinne läuft sich die Vorstellung einer Mehrheit möglicher Welten bei *Fontenelle* und *Leibniz* ohne weitere Entwicklung fest.

Zugleich motiviert das Kontingenzproblem jedoch den Beginn der neuzeitlichen Bewußtseinsmetaphysik, die Interpretation des menschlichen Bewußtseins als letztgewisses (nicht kontingentes) subiectum der Welt. Für das Subjekt, das sich mit sich identisch weiß, kann es nur mehr eine einzige Welt geben. Auf diese Welt kann das Prädikat aktueller Infinität, sobald die Theologie es nicht mehr als Attribut Gottes blockiert, übernommen werden. Diese Konsequenz zieht, mit ausdrücklicher Fortführung des Kontingenzproblems, *Husserl*. Welt ist für ihn „Horizont“ menschlichen Erlebens, notwendiges „Aktkorrelat“ sinnhafter Intentionen, das sich selbst immanent transzendiert (57). Die Kontingenz der Welt wird damit zum Korrelat der Kontingenz intendierender Akte, (58) gleichsam deren Aggregation. Die damit verbundenen Probleme der Mehrheit von sich wechselseitig mitkonstituierenden Subjekten und der Intersubjektivität der Weltkonstitution hat *Husserl* gesehen, aber nicht überzeugend lösen können (59). Sie zwingen dazu, *Welt nicht als Aktkorrelat, sondern als Interaktionskorrelat* – und deshalb als Systemkorrelat zu begreifen. Erst in Interaktionen konstituiert sich Welt als objektivierbarer Horizont des Erlebens, der andere Möglichkeiten auch dann präsent hält, wenn sie nicht ergriffen oder wenn sie gar explizit negiert werden (60). Interaktionen aber ordnen sich als soziale Systeme, da ein Bezug auf andere Erlebende und Handelnde nur in der Ausgrenzung von anderen Möglichkeiten des Erlebens und Handelns seine Ordnung finden kann (61). In dem Maße, als universelle Interaktionsverflechtungen realisierbar und die Erlebnishorizonte aller Menschen erwartbar werden, fließen als Bedingung der Erwartbarkeit des Erwartens alle Letzthorizonte zu einer Einheit zusammen. Die Menschheit realisiert ihre Einheit auf den beiden Ebenen der Welt und des Gesellschaftssystems. Zugleich trennen diese Ebenen sich stärker als zuvor: Die Weltvorstellung wird entkonkretisiert, gleichsam von Gehalten entleert und ein Führungsbegriff für alles Mögliche; die leitenden kulturellen Symbole repräsentieren nicht mehr in Punkt-für-Punkt-Korrelationen Probleme des sozialen Systems der Gesellschaft (62). Und Kontingenz kann jetzt nicht mehr gedacht werden als Auswechselbarkeit dieser Welt gegen andere, sondern als Weltproblem, in bezug auf das sich Gesellschaft als selektives System konstituiert.

Von hier aus liegt die Hypothese nahe, daß es die Kommunikationsstrukturen sozialer Systeme – letztlich der Gesellschaft – sind, die das Ausmaß der als Welt erscheinenden Kontingenz und Komplexität regulieren. Die Komplexität kontingenter anderer Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, vor allem die Komplexität einer „offenen“ Zukunft, muß in sozialen Interaktionen getragen werden – oder sie erscheint nur als unbestimmte Komplexität, als „Hinterwelt“ oder als jenseitige Kraft, die mit unsichtbarer Hand in das Diesseits hineinregiert. Die Formen, in denen Kontingenz (z. B. durch Kon-

stitution von „Geltung“) ausgeschaltet und Komplexität reduziert wird, entscheiden darüber, welche Überproduktion von Möglichkeiten eine Gesellschaft sich leisten, wie abstrakt und variantenreich sie sich ihre Umwelt als „die Welt“ konstituieren kann (63). Weltvermögen, Systemstrukturen und Selektionsleistungen bedingen sich wechselseitig. Sie werden auf der Ebene des Gesellschaftssystems evolutionsfähig.

In diesem begrifflichen Bezugsrahmen könnte die Soziologie das umfassende Programm einer „kognitiven Kritik der bisherigen Geschichte“ (64) in Angriff nehmen. Sie könnte sich eben damit von den letzten Bindungen an das begriffliche Instrumentarium der alt-europäischen Tradition freimachen und der Tatsache unbefangen gegenüber treten, daß eine Weltgesellschaft sich konstituiert hat, ohne sich auf politische und normative Integration zu stützen. Sie könnte dann einer Vermutung nachgehen, die sich als Fazit unserer Überlegungen aufdrängt: daß der prekäre unbalancierte Zustand der Weltgesellschaft weniger einem Versagen der „an sich zuständigen“ politisch-rechtlichen Integrationsmechanismen zuzuschreiben ist (und also nur in Richtung auf einen Weltstaat hin gebessert werden könnte); sondern daß das Problem in einer weiten Diskrepanz von Möglichkeitsproduktion und Lernfähigkeit liegt, einer Diskrepanz, die nur durch kognitive Mechanismen der Forschung und Planung langsam vermindert werden kann.

Anmerkungen

- 1 Politik, Bd. 1, Leipzig 1897, S. 29 bzw. 28.
- 2 Bau und Leben des Sozialen Körpers, Bd. 1, 2. Aufl., Tübingen 1896, S. 330 ff. Ähnlich *René Worms*, *Organisme et société*, Paris 1895, S. 32 f.
- 3 Zum letzteren die sehr ernst zu nehmenden Bedenken von *Erwin K. Scheuch*, „Methodische Probleme gesamtgesellschaftlicher Analysen“, in: Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?, Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages Frankfurt 1968, Stuttgart 1969, S. 153–182. Als ein für die Gesamtanlage typisches Erzeugnis vgl. *Samuel Z. Klausner* (Hrsg.), *The Study of Total Societies*, Garden City, N. Y. 1967.
- 4 Zur Abgrenzung von Moral und Recht unter diesem Gesichtspunkt vgl. *Jean Piaget*, „Les relations entre la morale et le droit“, in *ders.*, *Etudes sociologiques*, Genf 1965, S. 172–202.
- 5 Hierzu trägt *Othheim Rammstedt* (mündlich) den Gedanken bei, daß zunehmend weltweite Faktenkenntnis und Interaktionsverflechtungen die moralischen Präntentionen auf ein Minimum reduzieren oder in Bereiche folgenlosen Handelns verlagern. Das würde in anderen Worten bedeuten, daß man die Achtung anderer Menschen zunehmend weniger von „Bedingungen“ abhängig machen kann; oder daß jedenfalls das Gesellschaftssystem selbst dazu nicht mehr legitimiert.
- 6 Dies war das Thema von *Gerhart Niemeyer*, *Law Without Force: The Function of Politics in International Law*, Princeton/London/Oxford 1941.
- 7 Insofern gehören diese Überlegungen ins allgemeine Kapitel der Wahrnehmbarkeit von Neuerungen. Vgl. dazu *F. E. Emery*, „The Next Thirty Years: Concepts, Methods, and Anticipations“, *Human Relations* 20 (1967), S. 199–237 (209 ff.), oder *Albert O. Hirschman*, „Obstacles à la perception du changement dans les pays sous-développés“, *Sociologie du travail* 10 (1968), S. 353–361.
- 8 Bezeichnend dafür sind neuere Publikationen, die sich thematisch mit dem alle Menschen umfassenden System befassen, ihm aber den Titel „Gesellschaft“ vorenthalten, und Gesellschaften als Teilsysteme dieses Globalsystems (so *Wilbert E. Moore*, „Global Sociology: The World as a Singular System“, *The American Journal of Sociology* 71 (1966), S. 475–482) bzw. politischen Systemen (so in einem sehr weiten Sinne von Politik *Herbert J. Spiro*, *World Politics: The Global System*, Homewood Ill. 1966) zu begreifen suchen. *Kenneth S. Carlston*, *Law and Organization in World Society*. Urbana Ill. 1962, der sich vornimmt, einen „structural view of world society“ auszuarbeiten (S. 64 ff.), bleibt dann doch bei der Feststellung, daß die Weltgesellschaft eigentlich keine Gesellschaft sei (S. 66), und zwar deshalb nicht, weil Interaktion auf der internationalen Szene durch Organisationen vermittelt werde. *Leon Mayhew* läßt seinen Artikel „So-

ciety“, *Encyclopedia of the Social Sciences* Bd. 14, New York 1968, S. 577–586 (585), in einen vagen Hinweis auf einen „emergent global level of social reality“ ausmünden, nennt diesen aber nicht „society“. Auch die ältere Literatur sprach eher von Weltreich oder Weltstaat als von Weltgesellschaft. Darin wirkt die Tradition eines Totalitätsanspruchs im Gesellschaftsbegriff nach, der auf der Ebene eines Systems aller Menschen nicht realisierbar zu sein scheint.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang Parsons' Gesellschaftstheorie, weil hier gut verfolgbare Konstruktionsinteressen die klassische Position begründen. Soziale Systeme sind für Parsons Teilsysteme des allgemeinen Handlungssystems mit einem Schwerpunkt in integrativen Funktionen. Daher gibt auch die Gesellschaft als Höchstform eines sozialen Systems der Integrationsfunktion den Primat, findet in ihrem integrativen Subsystem, der „community“, ihre „core structure“ und in der Herstellung effektiver Solidarität ihr Prinzip – und kann in der Spezialisierung auf gerade diese Leistungen nicht sinnvoll als Weltgesellschaft gedacht werden. Sie bleibt nationale Gesellschaft. So besonders klar *Talcott Parsons*, „Systems Analysis: Social Systems“, *Encyclopedia of the Social Sciences* Bd. 15, New York 1968, S. 458–473 (461 f.).

- 9 Zumeist wird die Frage per implicationem als schon beantwortet unterstellt. Unter den wichtigsten expliziten Lösungsvorschlägen wären zu nennen: territoriale Grenzen des politischen Systems; kulturelle Grenzen; Schwellen der Kommunikations- oder Interaktionshäufigkeit; Unterschiede relativer Interdependenz des Handelns. Die Lösungsvorschläge beruhen also entweder auf Dominantsetzen eines Teilsystems und dessen Grenzen oder auf Kriterien, deren Anwendung für die einzelnen Teilsysteme der Gesellschaft zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen führen würde. Stillschweigend scheint sich mit den letzteren Kriterien übrigens ein unterstellter Primat des Wirtschaftlichen durchzusetzen.
- 10 So formulierte *E. I. Bekker*, *Das Recht als Menschenwerk und seine Grundlagen*, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Heidelberg 1912, S. 3, ohne allerdings vorauszusehen, was wenig später auf diesem Theater gespielt werden würde.
- 11 Vgl. dazu *Robert E. Lane*, „The Decline of Politics and Ideology in a Knowledgeable Society“, *American Sociological Review* 31 (1966), S. 649–662.
- 12 Die Schwierigkeit besteht schon darin, daß sich das Problem nicht einfach durch Klassifikation und Auszählung lösen läßt, wobei der Wissenschaftler nach irgendwelchen Daumenregeln Interaktionen in weltweite und lokale einzuordnen hätte. Er würde dann finden, daß nach wie vor überwiegend homogam geheiratet wird usw. (Siehe z. B. *Alain Girard*, *Le choix du conjoint*, Paris 1964). In solchen Untersuchungen lassen sich Veränderungen in Richtung auf eine Vergrößerung des faktisch wirksamen Auswahlbereichs der Kontakte feststellen. Die eigentliche Neuerung aber besteht in der Konstituierung eines weltweiten Bewußtseinshorizontes, in der entsprechenden Steigerung des Selektivitätsbewußtseins und in der Umformung der Institutionen dahin, daß sie hohe Selektivität rechtfertigen und Selektionsleistungen übertragen können – im Falle der Gattenwahl etwa in der Umstellung von präskriptiver oder durch die Familie arrangierter Auswahl auf Liebe.
- 13 Zu diesen verschiedenen Ebenen (oder Perspektiven und Metaperspektiven) der Erwartungsbildung vgl. *Ronald D. Laing*, *The Self and Others: Further Studies in Sanity and Madness*, London 1961; *Ronald D. Laing/Herbert Phillipson/A. Russell Lee*, *Interpersonal Perception: A Theory and a Method of Research*, London 1966.
- 14 Eine ausreichende Erläuterung dieser schwierigen Passagen würde den Rahmen dieser Abhandlung sprengen. Sie beruhen auf dem Versuch, den Husserlschen Horizontbegriff von Akten auf Interaktionen zu übertragen (dazu Näheres unter VI) und ihn mit neueren Überlegungen zur Theorie interpersonalen Reflexivität des Erwartens als Grundlage jeder Interaktionssteuerung zu verbinden. Das führt auf die These, daß nicht nur das Erwarten, sondern auch die Horizonthaftigkeit des Erwartens anderer und die mir im Erwarten anderer zugeschriebene Horizonthaftigkeit meines Erwartens erwartbar sein muß, und daß die Identität der Welt als ein symbolisches Kürzel für die komplizierte reziproke Erwartbarkeit der Horizonte des Erwartens fungiert.
- 15 Daß diese Formel trotz ihrer logischen Radikalität zunächst noch projektive und insofern partikuläre Züge trug, das heißt die Welt der „bürgerlichen Gesellschaft“ projektierte, kann *Bernard Willms*, *Revolution and Protest*. Oder Glanz und Elend des bürgerlichen Subjekts: Hobbes, Fichte, Hegel, Marx, Marcuse, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1969, zugegeben werden. Aber Willms sieht das bürgerliche Subjekt als Ganzes, als einmalige historische Gestalt, die jetzt in ihrer besonderen Kombination von Radikalität und Partikularität sichtbar wird und zu begreifen ist, während mir diese Figur eine Überleitungsfunktion zu haben scheint – eine Funktion der Überleitung von Gesellschaften mit projektiv konstituierter Welteinheit zur Weltgesellschaft mit real konstituierter Welteinheit.

- 16 Die Ungewöhnlichkeit dieser Steuerungsweise wird deutlich, wenn man sie mit der Art vergleicht, in der ältere Sozialordnungen die Orientierung am miterlebenden Anderen vorsahen. Für archaische Gesellschaften siehe *Jean Cazeneuve*, „La connaissance d'autrui dans les sociétés archaïques“, *Cahiers Internationaux de Sociologie* 25 (1958), S. 75–99.
- 17 Hierzu und zum folgenden ausführlicher *Johan Galtung*, „Expectations and Interaction Processes“, *Inquiry* 2 (1959), S. 213–234; *Niklas Luhmann*, „Normen in soziologischer Perspektive“, *Soziale Welt* 20 (1969), S. 28–48.
- 18 Das Argument, darauf sei nochmals eigens hingewiesen, hängt ab von unserer eigenwilligen Begriffsbildung, die die kognitive Einstellung parallel zur normativen nicht als passive Rezeption eines möglichst richtigen Eindrucks der Realität definiert, sondern durch Bereitschaft zur Korrektur der Erwartungen nach Maßgabe von Erfahrungen. Diese Begriffsbildung bewährt sich ihrerseits dadurch, daß sie ein solches Argument und die von ihm abhängigen Einsichten ermöglicht.
- Im übrigen beschränken wir unser Argument auf die Ebene des sozialen Systems. Vermutlich könnte jedoch die psychologische Persönlichkeitstheorie sekundieren und zeigen, daß auch für psychische Systeme normative Erwartungseinstellungen leichter internalisierbar sind als kognitive.
- 19 Auch der Konformitätsdruck scheint bei diesen Erwartungen typisch höher zu sein; so jedenfalls die Feststellungen bei *Peter M. Blau*, „Patterns of Deviation in Work Groups“, *Sociometry* 23 (1960), S. 245–261 (258 f.).
- 20 Dazu *Claude C. Bowman*, „Distortion of Reality as a Factor in Morale“, in: *Arnold M. Rose und andere* (Hrsg.), *Mental Disorder*, London 1956, S. 393–407.
- 21 Vgl. *Ralph M. Stogdill*, *Individual Behavior and Group Achievement*. New York 1959, S. 59 ff.
- 22 Siehe als ein typisches Beispiel *Raymond Aron*, *Paix et guerre entre les nations*, Paris 1962 (dt. Übers.: *Frieden und Krieg: Eine Theorie der Staatenwelt*, Frankfurt 1963). Für die Schwierigkeiten, ein so konzipiertes „internationales System“ überhaupt noch als System zu denken, bezeichnend *J. P. Nett/Roland Robertson*, *International Systems and the Modernization of Societies: The Formation of National Goals and Attitudes*, London 1968, insb. S. 137 ff., und für Zweifel, die sich innerhalb der Sphäre des Politischen bewegen, *Chadwick F. Alger*, „Comparison of Intranational and International Politics“, *The American Political Science Review* 57 (1963), S. 406–419.
- 23 So u. a. *Roger D. Masters*, „World Politics as a Primitive Political System“, *World Politics* 16 (1964), S. 595–619; *Michael Barkun*, *Law without Sanctions: Order in Primitive Communities and the World Community*, New Haven-London 1968.
- 24 Hierzu näher: *Niklas Luhmann*, *Positivität des Rechts als Voraussetzung einer modernen Gesellschaft*, *Jahrbuch für Rechtssoziologie und Rechtstheorie* 1 (1970), S. 175–202.
- 25 So *Niemeyer*, a.a.O., S. 209, im Rahmen einer kritischen Analyse des Zerfalls dieses Systems.
- 26 In diesem Zusammenhang verbinden sich mit internationalen Organisationen und ihrer funktionalen, lernfähigen Arbeitskonzeption Hoffnungen, deren Verhältnis zur Politik der Staaten jedoch problematisch geblieben ist. Siehe als Quelle *David Mitrany*, *A Working Peace System: An Argument for the Functional Development of International Organization*, London 1943, mit dem bezeichnenden Schlagwort von „rights“ to „services“ (S. 7 ff.), und für den heutigen Stand der Diskussion namentlich *Ernst B. Haas*, *Beyond the National-State: Functionalism and International Organization*, Stanford, Cal. 1964.
- 27 „Planen in Modellen“, notiert *Hans K. Schneider*, „Planung und Modell“, in: *Zur Theorie der allgemeinen und regionalen Planung*, Bielefeld 1969, S. 42–59 (51), „induziert einen systematischen Lerneffekt“.
- 28 Hierfür hat es symptomatische Bedeutung, daß „Frieden“ in der neueren Zeit als Sicherheitsproblem gesehen wird – und nicht mehr in alter Weise als Rechtsproblem.
- 29 Siehe als eine der klassischen Quellen *Aristoteles*, *Politik*, z. B. 1252a, 19 ff., 1274b, 38 ff.
- 30 Zum geistesgeschichtlichen Kontext siehe *J. W. Burrow*, *Evolution and Society: A Study in Victorian Social Theory*, Cambridge/Engl. 1966.
- 31 Vgl. *Emile Durkheim*, *De la division du travail social*, Paris 1893, und als Beleg für die Fortführung dieses Gedankens z. B. *Talcott Parsons*, „Some Considerations on the Theory of Social Change“, *Rural Sociology* 26 (1961), S. 219–239, und zum Zusammenhang dieser These mit der Annahme eines proportionalen Verhältnisses von Differenzierung und generalisierter Integration *ders.*, „Durkheim's Contribution to the Theory of Integration of Social Systems“, in: *Kurt H. Wolff* (Hrsg.), *Emile Durkheim 1858–1917*, Columbus, Ohio 1960, S. 118–153.
- 32 Bemerkenswerte klare, aber in der Soziologie bisher unbeachtete Fassungen dieser Kritik findet man bei *Hermann Cohen*, *Logik der reinen Erkenntnis*, Berlin 1902, S. 280 ff.; *Andras Angyal*, „The Structure of Wholes“, *Philosophy of Science* 6 (1939), S. 25–37, mit kleineren Änderungen neu gedruckt in *ders.*, *Foundations for a Science of Personality*, New York 1941, S. 243–261. Im Unterschied zu diesen Autoren verstehen wir Einheit nicht lediglich als ein logisches Prinzip, sondern als ein dynamisches Verhältnis zur Umwelt auf der Basis geringerer Komplexität des Systems.
- 33 Insofern stützen wir uns auf neuere Entwicklungen der Systemtheorie, die hier nicht im einzelnen dargestellt werden können. Vgl. auch *Niklas Luhmann*, „Funktionale Methode und Systemtheorie“ und „Soziologie als Theorie sozialer Systeme“ in: *ders.*, *Soziologische Aufklärung I*, 4. Aufl. Opladen 1974, *ders.*, *Zweckbegriff und Systemrationalität: Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen*, Tübingen 1968, Neudruck Frankfurt 1973, S. 117 ff.
- 34 Im Gegenteil: *systemeinheitliche* Werte, Normen oder Rollen können immer nur Teile des Systems sein, da es in ihm ja auch nichteinheitliche Werte, Normen und Rollen gibt. Aus diesem Grunde wurde im alteuropäischen Denken, das sich mit Hilfe der Kategorien Ganzes und Teil explizierte, der Gedanke der *hierarchischen Repräsentation* zwangsläufig. Vgl. als Ausgangspunkt *Aristoteles*, *Politik*, 1254a, 28–31. Repräsentation und Legitimierung der Repräsentation des Ganzes durch einen Teil markierten als politische Kategorien das Problem, das wir beim Übergang zur Weltgesellschaft möglicherweise durch das Problem der Lernfähigkeit von Systemen in einer überaus komplexen Umwelt ersetzen müßten.
- 35 Hier sind Überlegungen über die Funktion von Strukturen und über die begrenzte Reduktionskapazität von Systemen vorausgesetzt, die näher erläutert sind in: *Niklas Luhmann*, „Soziologie als Theorie sozialer Systeme“, a.a.O.
- 36 Zu dieser Interpretation der Grundrechte näher *Niklas Luhmann*, *Grundrechte als Institution: Ein Beitrag zur politischen Soziologie*, Berlin 1965, Neudruck 1974.
- 37 Siehe auch die Kritik jener Einheitsvorstellung bei *Ronald Cohen*, „Conflict and Change in a Northern Nigerian Emirate“, in: *George K. Zollschan/Walter Hirsch* (Hrsg.), *Explorations in Social Change*, London 1964, S. 495–521 (518 f.), oder bei *Mayhew*, a.a.O., S. 583 f. Ältere Ausführungen über den Zusammenhang von Innendifferenzierungen und Differenzierung äußerer Grenzen findet man bei *Guillaume de Greef*, *La Structure Générale des Sociétés*, 3 Bde., Bruxelles-Paris 1908, insb. Bd. II, S. 245 ff., 299 ff.
- 38 Eines der frühesten Beispiele findet sich in der Entstehung unterschiedlicher Bezugsgruppen für Religion und Politik in den antiken Großreichen. Vgl. dazu *S. N. Eisenstadt*, „Religious Organizations and Political Process in Centralized Empires“, *The Journal of Asian Studies* 21 (1962), S. 271–294.
- 39 Als einen Versuch der Behandlung dieser Frage, für den jedoch ausdrücklich nur analytische, nicht auch empirisch konkrete Bedeutung in Anspruch genommen wird, vgl. *Talcott Parsons*, „Systems Analysis: Social Systems“, *Encyclopedia of the Social Sciences* Bd. 15, New York 1968, S. 458–472 (466 f.), wobei allerdings noch eine Mehrheit von Gesellschaften zu Grunde gelegt wird.
- 40 Als Vorschlag einer nur noch funktionalen Bestimmung der Gesellschaftsgrenze als Leistung letzter, grundlegender Reduktionen vgl. *Niklas Luhmann*, „Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse“, in: *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft? Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages Frankfurt 1968*, Stuttgart 1969, S. 253–266.
- 41 Die heute übliche Distanzierung von älteren Evolutionstheorien, besonders von Spencer, arbeitet freilich mit Unterstellungen, die näherer Nachprüfung nicht standhalten. Es genügt nicht, biologische und kulturelle Evolution zu unterscheiden oder einen unlinearen, notwendigen, kontinuierlichen, irreversiblen Fortschritt zu bestreiten. Solche Thesen sind im 19. Jahrhundert kaum und allenfalls von drittrangigen Autoren vertreten worden. Vgl. z. B. *Herbert Spencer*, *Principles of Sociology*, Bd. I, 3. Aufl. London-Edinburgh 1885, S. 93 ff. Richtig ist allerdings, daß weder die älteren noch die neueren Evolutionstheorien über theoretisch nicht begründbare „Konzessionen“ im Hinblick auf gegenläufige Entwicklungen hinausgelangt sind. Siehe die Kritik von *J. T. D. Peel*, „Spencer and the Neo-Evolutionists“, *Sociology* 3 (1969), S. 173–191.
- 42 A.a.O.
- 43 Diese Hypothese wird noch kaum in dieser allgemeinen Fassung, wohl aber in Anwendung auf bestimmte Systemarten, also in konkreterer Interpretation, vertreten. In der Theorie des Organismus unterscheidet man zum Beispiel Mutation (im einzelnen: Genmutation, Änderungen in Struktur und Zahl der Chromosomen, genetische Rekombination), natürliche Auslese und reproduktive Isolation. Vgl. *G. Ledyard Stebbins*, *Evolutionprozesse*, Stuttgart 1968. In der Theorie sozialer Systeme unterscheidet *Alvin Boskoff*, „Functional Analysis as a Source of a Theoretical Repertory and Research Tasks in the Study of Social Change“, in: *George K. Zollschan/Walter Hirsch* (Hrsg.), *Explorations in Social Change*, London 1964, S. 213–243 (224 ff.), Quellen innovativer Werte oder Verhaltensweisen, Filterprozesse mit Kontrolle der Innovationen und daraus

- entstehende Strukturen und Rückwirkungen. Für die Lerntheorie könnte man in Anlehnung an *Donald T. Campbell*, „Methodological Suggestions from a Comparative Psychology of Knowledge Processes“, *Inquiry* 2 (1959), S. 152–182 (163), an wahrnehmungsmäßige Konfrontierung mit einer übermäßig komplexen, variablen Umwelt, Lust/Unlust-Mechanismus und Gedächtnis denken. Bei der Evolution des Rechts scheinen gesellschaftliche Differenzierung mit Überproduktion von Normprojektionen (im oben erörterten Sinne), Entscheidungsverfahren und regulative, satzungsmäßige, schließlich dogmatisch kontrollierte Formulierung des geltenden Rechts zusammenzuwirken. Hierzu näher *Niklas Luhmann*, „Evolution des Rechts“, *Rechtstheorie* 1 (1970) S. 3–22.
- 44 In solchen durch „das kulturelle System“ ermöglichten „greater generalized adaptive capacities“ sieht *Talcott Parsons*, *Societies: Evolutionary and Comparative Perspectives*, Englewood Cliffs, N. J. 1966, diejenigen evolutionären Errungenschaften, die die Entwicklung tragen. Vgl. auch *ders.*, „Evolutionary Universals in Society“, *American Sociological Review* 29 (1964), S. 339 bis 357, neu gedruckt in: *ders.*, *Sociological Theory and Modern Society*, New York/London 1967, S. 490–520.
- 45 Hierzu *Niklas Luhmann*, „Gesellschaftliche Organisation“, in: *Thomas Ellwein u. a.* (Hrsg.), *Erziehungswissenschaftliches Handbuch*, Bd. I, Berlin 1969, S. 387–407, und ausführlicher *ders.*, *Funktionen und Formen formaler Organisation*, Berlin 1964, Neudruck 1972.
- 46 Genauer formuliert: Es gibt Erwartungen, die regeln, wie man zu erwarten hat. Die Stilwahl und mit ihr der Modus der Enttäuschungsabwicklung sind dem einzelnen nicht freigestellt, sondern ihrerseits institutionell geregelt durch normatives Erwarten normativen bzw. kognitiven Erwartens.
- 47 Vgl. *Manfred Riedel*, „Hegels ‚bürgerliche Gesellschaft‘ und das Problem ihres geschichtlichen Ursprungs“, *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 48 (1962), S. 539–566.
- 48 Zum dann noch möglichen Begriff des *funktionalen Primats* des jeweils komplexesten und dadurch evolutionär führenden Teilsystems siehe näher *Niklas Luhmann*, „Wirtschaft als soziales System“, in: *ders.*, *Soziologische Aufklärung* I, 4. Aufl., Opladen 1974.
- 49 Vgl. dazu umfassend *Hans Blumenberg*, *Die Legitimität der Neuzeit*, Frankfurt 1966, und spezieller zur Geschichte von Kontingenz *ders.*, „Kontingenz“, in: *Die Religion in Geschichte und Gegenwart*, 3. Aufl. Bd. III, Tübingen 1959, Sp. 1793 f., mit Hinweisen auf die ältere Lit.; ferner *Heinrich Schepers*, *Möglichkeit und Kontingenz: Zur Geschichte der philosophischen Terminologie vor Leibniz*, Turin 1963; *ders.*, „Zum Problem der Kontingenz bei Leibniz: Die beste der möglichen Welten“, in: *Collegium Philosophicum: Studien J. Ritter zum 60. Geburtstag*, Basel/Stuttgart 1965, S. 326–350.
- 50 Zu dieser Umkehrung, derzufolge nicht mehr das offene Mögliche in einer an sich kosmisch-notwendigen Welt, sondern das Notwendige in einer an sich kontingenten Welt zum Problem wird, vgl. *Celestino Solaguren*, „Contingencia y creación en la filosofía de Duns Escoto“, *Verdad y Vida* 24 (1965), S. 55–100 (insb. 67 ff.).
- 51 Siehe hierzu *Henry Deku*, „Possibile Logicum“, *Philosophisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* 64 (1956), S. 1–21.
- 52 Zur Entstehungsgeschichte, vor allem zur Umdenkung des antiken Bewegungsproblems in ein Problem der Abhängigkeit durch Avicenna vgl. *Guy Jalbert*, *Nécessité et Contingence chez saint Thomas d'Aquin et chez ses Prédecesseurs*, Ottawa 1961, und speziell zum Kausalproblem *Cornelio Fabro*, „Intorno alla nozione ‚Tomista‘ di contingenza“, *Rivista di Filosofia Neoscolastica* 30 (1938), S. 132–149.
- 53 Vgl. etwa *Guy Picard*, „Matière, contingence et indéterminisme chez saint Thomas“, *Laval Théologique et philosophique* 22 (1966), S. 197–233.
- 54 Vgl. *Philotheus Boehner*, *The Tractatus de praedestinatione et de praescientia Dei et de futuris contingentibus of William Ockham*, St. Bonaventura, N. Y. 1945; *Léon Baudry*, *La querelle des futurs contingents (Louvain 1465–1476)*, Paris 1950; *Nicholas Rescher*, *Temporal Modalities in Arabic Logic*, Dordrecht 1967.
- 55 Siehe z. B. *Konstanty Michalski*, „Le problème de la volonté à Oxford et à Paris au XIVe siècle“, *Studia Philosophica* 2 (1937), S. 233–365.
- 56 Hierzu mehrere Beiträge in: *La Filosofia della Natura nel Medioevo: Atti del Terzo Congresso Internazionale di Filosofia Medioevale*, Mailand 1966.
- 57 Vgl. *Edmund Husserl*, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, Bd. I, *Husserliana*, Bd. II, Den Haag 1950, S. 57 ff., 110 ff., insb. S. 113 f., über „Logische Möglichkeit und sachlicher Widersinn einer Welt außerhalb unserer Welt“; *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, *Husserliana*, Bd. VI, Den Haag 1954, S. 105 ff.; *Erfahrung und Urteil*, Hamburg 1948, S. 23 ff. An Sekundärliteratur siehe *Helmuth Kuhn*, „The Phenomenological Concept of ‚Horizon‘“, in: *Marvin Farber* (Hrsg.), *Philosophical Essays in Memory of Edmund Husserl*, Cambridge, Mass. 1940, S. 106–123; *Ludwig Landgrebe*, „The World as a Phenomenological Problem“, *Philosophy and Phenomenological Research* 1 (1940), S. 38–58 (dt. in: *ders.*, *Der Weg der Phänomenologie*, Gütersloh 1963, S. 41 ff.); *Gerd Brand*, *Welt, Ich und Zeit: Nach unveröffentlichten Manuskripten Edmund Husserls*, Den Haag 1955. Im Anschluß an letztlich phänomenologische Analysen scheint auch die analytische Philosophie auf dem Wege zu sein, den Gedanken einer Mehrheit möglicher Welten aufzugeben und sich das Mögliche als Ergebnis einer generalisierenden Kombinatorik von Aktualitäten einer Welt vorzustellen. So jedenfalls *Nelson Goodman*, *Fact, Fiction, and Forecast*, 2. Aufl. Indianapolis 1965; insb. S. 56 f.
- 58 So namentlich in: *Erste Philosophie* (1923/24), *Husserliana* Bd. VIII, Den Haag 1959, S. 44 ff.
- 59 Vgl. *Edmund Husserl*, *Cartesianische Meditationen*, *Husserliana*, Bd. I, Den Haag 1950, S. 121 ff. Dazu kritisch *Alfred Schütz*, „Das Problem der transzendentalen Intersubjektivität bei Husserl“, *Philosophische Rundschau* 5 (1957), S. 81–107; *René Toulemon*, *L'essence de la société selon Husserl*, Paris 1962; *Michael Theunissen*, *Der Andere: Studien zur Sozialontologie der Gegenwart*, Berlin 1965.
- 60 Eine genauere Begründung würde genetische und funktionale Analysen des Negierens und des Erlebens von Möglichkeiten voraussetzen, die hier nicht vorgelegt werden können. Eine wertvolle Vorarbeit ist *René A. Spitz*, *Nein und Ja: Die Ursprünge menschlicher Kommunikation*, Stuttgart o. J.
- 61 Grundlegend hierfür ist Parsons' Einsicht in die funktionelle Interdependenz der Doppelunterscheidung von *actor-situation* und *system-environment*: Dadurch, daß ein Handelnder sich auf eine Situation hin versteht, ist er genötigt, sich als *actor-in-situation* einem System zuzuordnen, das sich von einer nichtdazugehörigen Umwelt abgrenzen läßt. Der theoretische Reichtum der Parsonsschen Soziologie beruht wesentlich auf der Nichtidentität dieser beiden Unterscheidungen.
- 62 Hierzu gut *Daniel Bell*, „The Disjunction of Culture and Social Structure: Some Notes on the Meaning of Social Reality“, in: *Gerald Holtz* (Hrsg.), *Science and Culture: A Study of Cohesive and Disjunctive Forces*, Boston/Cambridge, Mass. 1965, S. 236–250.
- 63 Vgl. hierzu auch *Niklas Luhmann*, *Soziologische Aufklärung* I, 4. Aufl., Opladen 1974, S. 66 ff., 113 ff.
- 64 Wie Hans Jürgen Krysmanski, „Soziale Konflikte und Problemlösungsprozesse“, *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 56 (1970), S. 325–349 (339), freilich von anderen Ausgangspunkten her, formuliert.